

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 47

Artikel: Neue Schweizerbücher [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gummikultur auf Sumatra. Zapfbare Gummibäume, 12 Jahre alt. Zwei Schweizer als Assistenten.

den. Pfähle kann man den Gummibäumen nicht beigegeben, wegen der drohenden Fäulnis.

Die Gummierung beginnt im 4. bis 6. Altersjahre der Kultur, indem dann die nötige Dicke der Rinde (zirka $\frac{1}{2}$ Zentimeter) erreicht ist. Die Stämme weisen in diesem Zeitpunkt einen Durchmesser von 15—20 Zentimeter auf (1 Meter über Boden gemessen). Es wird nun mit einem sehr scharfen Messer (ähnlich einem beidseitig geschärften Reisser) eine Rinne in die Rinde geschnitten, auf ein Drittel bis ein Viertel des Stammumfangs und zwar von links oben nach rechts unten (früher von rechts nach links). Zum Auffangen des ausfließenden Gummisafte dient eine Tasse, die mittelst einem Bambusstock oder einem Draht am Stamme befestigt wird. Alle Stämme, ausgenommen die kranken, werden jeden Tag wieder neu „gezapft“, da die gummiführenden Poren immer wieder geöffnet werden müssen. Die Schnitte sollen möglichst fein ausgeführt werden, so daß vom ersten Anschnitt auf $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe bis zum untersten ob dem Wurzelhals 1—2 Jahre verstreichen. Als dann beginnt man eine neue Schnittreihe im zweiten Drittel des Stammumfangs und hernach eine ebensolche im dritten Drittel. Nach zirka fünf Jahren kann der Nutzungsprozeß an der Stelle, wo der erste Anschnitt stattgefunden hat, von neuem beginnen. Der kunstgerechten Anzapfung wird große Bedeutung beigemessen. Bei eintretender Krankheit des Baumes (z. B. brauner Binnensaft und Streifenanker) muß die Nutzung längere Zeit unterbleiben. Der Ertrag an flüßigem Gummi schwankt stark je nach der Dauer der bisherigen Benutzung des Baumes und nach seinem Gesundheitszustand. Es sind Erträge von 5 bis auf 150 Kubikzentimeter pro Tag konstatiert worden. Durchschnittlich liefert ein Baum pro Tag 5—7 Gramm Gummi, in trockenem Zustande gewogen.

R. K.

Räche Dich an Deinem Feinde auf's bitterste. — beachte ihn nicht!
Pauer.

Neue Schweizerbücher. *)

(Fortsetzung.)

Deiner Frau wirst du das kleine neue Erzählbüchlein „Simeon und Eisi“ von Rudolf von Tavel schenken; es wird ihr bestimmt große Freude bereiten. Denn das ist wieder so eine feine Herzensgeschichte, mitten in den Alltag hineingestellt, wie unsere Frauen sie lebhaft miterleben können. Gewöhnlich ist es bei von Tavel ein Konflikt zwischen Ehegatten; kein traurig ausklingendes „Irreparable“, aber darum nicht minder lebenswahr und lebenswarm. Und gewöhnlich knüpft Liebe wieder das gelöste Band und triumphiert das junge blühende Leben über das grämliche und verdüsterte Alter. So auch hier. Herr Simeon Bäuerlein hat sich vor seiner fromm-bäuerlichen Gattin in die Einsamkeit des hintersten Adelhoden hinauf geflüchtet. Und hier bei der erhabener Bergnatur und in der strenge Unterweisung der hieselstarken und schlicht-frommen Bäuerin Eisi Allenbach findet er sich selbst wieder und den Frieden mit Gott und der Welt und am Ende auch — so dürfen wir zuletzt hoffen, wenn auch die Sache nicht ganz aewiß ist — den Frieden mit der Frau, deren frommen Opferplan das lebenslustige Töchterlein mit ihrer Verlobung gründlich umgestürzt hat.

Ueber von Tavels Kunst, Menschen seines Standes

Hier behrochen sind:

Rudolf von Tavel, Simeon und Eisi. Novelle. 107 Seiten 8°, gebunden Fr. 2. 80.

Hans Michel, Rund um den Schwarzbüsch. Schatzgräber- und Wilderergeschichten. 182 Seiten 8°, gebunden Fr. 4. 80.

Josef Reinhard, Heimwehland. Geschichten aus einsamer Welt. Neue Fassung. 285 Seiten, gebunden Fr. 7. 50. Alle drei im Verlag A. Franke A.-G., Bern erschienen.

Gustav Renker, Bauernnot. Roman.

Jakob Bühler, Kilian. Roman. Die beiden letzten aus dem Verlag Grethlein & Cie., Leipzig/Zürich.

lebenswahr zu schildern, sie in die bernische Landschaft hinein-zustellen und reden und handeln zu lassen, daß sie einem unzerlöschbar im Gedächtnis bleiben, über seine erdchüßige Sprache, die auch im Schriftdeutschen sich glücklich aus dem Dialekt bereichert, über seinen feinen, alles Unzulängliche liebevoll verklärenden Humor Worte zu verzerren, siehe Wasser in die Nare tragen. Rudolf von Tavel schreibt bedächtig und nur innerlich Geschautes und Gereintes, und darum lesen sich seine Bücher mit ungetrübtem Genuß.

Ein ganz eigener Fall sind die Schatzgräber- und Wilderergeschichten von Hans Michel in dem hübschen Bändchen „Rund um den Schwarzmönch“. Dieses Buch möchte ich dir zur Lektüre angelegentlich empfehlen; denn ich weiß, daß du für kräftige, realistische Kunst Interesse hast und gerne zarte Empfindungen entbehrest, wenn der Stoff dies verlangt. Hier tut er es unbedingt. Der Verfasser — er tritt zum erstenmal mit einem Buch in Öffentlichkeit — hat sich zuerst drei Schnapsbrüder zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht: Schmadrivitenwirt Häni und seine durstigen Gäste, den Holzli-Metsch und den Günschi-Beetschi. Die drei wollen einen Goldschatz heben, den sie irgendwo droben in den Felsen des Schwarzmönch vermuten. Sie gehen zum Kapuziner drüben überm Brünig, der ihnen gegen guten Entgelt das Rezept vom König Salomo zum Auffinden des Schatzes überreicht. Die Besprechung der Geister will ihnen nicht gelingen; das Schnapsbrennlein stellt ihnen in der dritten und entscheidenden Nacht ein Bein und zerstört auch die gute Freundschaft unter ihnen. Beim Wildheuer unter den Sefinen- und Boganggen-Föhren schließen der Holzli-Metsch und der Günschi wieder Frieden. Und als der Matschli, der Geißhub, am Schwarzmönch droben wirklich einen Glucksfund tut — ein verrostetes Brennlein mit alter Gold- und Silbermünzen — da reißt in den drei Schnapsfreunden der Entschluß, den Goldschatz zu heben. Mit einer Wünschelrute und einem schwarzen Geißhof, einem Wiedehopfenau und einem Federmauser ausgerüstet, steigen sie in stöckdunkler Nacht hinauf in die Felsen. Da bricht die Gemslau vom Rottalaletcher neben den furchtnerhaften Schatzgräbern nieder und treibt sie in die Flucht. Der Anstifter „wirret“ das Bein und steht und kichert in der Folge. Er hat eben geflücht in der verhängnisvollen Weihnacht und kam darum zu Schaden.

Wenn diese Schatzgräbergeschichte inhaltlich der Volkskundler vielleicht mehr noch interessiert als der Literaturfreund, so ist dafür die andere Geschichte des Buches, die vom Schuoch Mädchen Heinz und vom Röllli-Sitti. Sie beide dem weißheirigen Genshof, dem „Zochler“, nachstehen und dabei erfallen, voll passenden Lebens und warmen Strömung. Man darf kühn behaupten, daß noch kein Schriftsteller die Dämonie der Fühwände und Felselüfte so hinreichend dargestellt hat wie Hans Michel es hier tut. Seine Menschen sind wie aus dem Felsboden herausgewachsen, verankert an den Grottanen an den Föhren: knorrig, zäh und leidenschaftlich. Ihre Nagelschuhe tun keinen falschen Tritt, und wenn sie zuletzt doch erfallen, so ist es das große unerbittliche Schicksal, das sie gepackt hat, wie den Mensch der Ebene der Hirnschlag zu Boden streckt.

Die Geschichte vom Röllli-Sitti, dem Geißhirten und der wogenen Wilderer, zeigt die schönsten Ansätze zu einer psychologischen Durcharbeitung des schwierigen Stoffes. Und zwar fußt die Seelendarstellung nach der Forderung strenger epischer Kunst auf dem Geschehen. Das Denken und Fühlen der Menschen wird deutlich gemacht an ihrem Handeln; auch die Naturstimmung wird episch herausgearbeitet. Es ist dieses Können an einem Erstlingswerke nicht hoch genug einzuschätzen. Wir haben in Hans Michel unzweifelhaft ein starkes Erzähl-talent vor uns.

Auch in der zweiten Geschichte vermertet der Verfasser sein erstaunlich reiches folkloristisches Wissen. Er kennt die

intimsten Gebräuche, beobachtet die kleinsten Neuheiten im Gehaben des Volkes; er weiß wie die Bergbauern tanzen, trinken, essen, melken, hirteln, jagen — ich möchte eine Wette eingehen, daß er selber schon auf Widererpfaden gewandelt ist mit dem Stuken im Sad — die Volkslage und das Volkslied stehen ihm zur Verfügung und er verwendet sie geschickt in der Erzählung — kurz, es weht Heimatluft aus Michels Büchlein. Mit beachtenswerter Kunst benutzt er die Volkssprache zur Belebung seines Schriftdeutschen; nicht nur in trägen Ausdrücken („Gelafer“, zu’ammen „worten“ = reden, ohne „Höien und Hopen“, der „Latsch“, sein „facke irdener“ Milchtopf, vier müde „Schellen = Beine, „Inderlachen = Interlaken, die „Jaag“ = Jagd), die sich ungeschickt mitten im besten Deutsch einstellen und auch ganz orzantisch sich einfügen, sondern auch in der Wortfolge, die den Stimmton der Volkssprache nachahmt, so daß uns auch durch das Ohr die richtige Vorstellung des Quaterbrunnen Volkes vermittelt wird („— Die leben denk etwa gut genug mit ihrem Milchtrank und der Mehlspeis, die Laffen, was meinst, Heinz — uäch?“ ... „Das ist so, beim Safferland, und das ist es! Aber ich glaub, wir könnten Schlechtwetter haben morgen, es hat unten Nebel, und das Gewölk kößt an die Schneeberge an, die Wetterlücke it einredet.“)

Hans Michel soll uns noch mehr solche Bücher schenken; nun er die Wirklichkeit studiert und das Geheimnis errundet hat, wie man ihr künstlerisch gerecht wird, darf er auch die andere große Aufgabe der Erzählkunst in Angriff nehmen: schöne, starke, edle Menschen zu finden oder zu erfunden.

So wie dies Josef Reinhart tut in seinem neuesten Buch: „Heimwehland“.

Es ist ein altes Buch in neuer Fassung; aus der ersten wurden einige kleinere Erzählungen ausgemerzt und dafür andere aufgenommen: „Der Schindelmacher und sein Haus“, „Der Steinbruch“. Gebunden sind in neuer Bindung „Vater Klaus“, „Broneli“, „Silvan Grubers Einsamkeit“.

Auch Josef Reinhart hat seine Erzählkunst aus der Heimaterde herausgearbeitet. Aber sein Realismus ist bloß Kunstprinzip, nicht Zweck. Josef Reinhart gibt mehr als bloß kunstvolle Wirklichkeit er ist verklärte, geadelte Wirklichkeit, dietherische Wahrheit. Er schenkt uns in seinen Dichtungen schöne Menschengestalten oder läßt in ihnen die Kraft des Guten wirksam werden. Da um erweitert sich sein Leserkreis mit jedem neuen Buche. Sehr schön bezeugt Otto von Greiner diese Tatsache in einem gediegenen literarischen Essay über Josef Reinhart in diesjährigen Heimkalender. „Es sind Menschen — so schildert v. Greiner diesen Leserkreis — die im Buche nicht Zerstreuung, sondern Sammlung und Ruhe suchen; die nicht die Furcht aus dem Leben, ihrem Alltagsleben, suchen, sondern den Weg ins Leben zurück; die nicht von sich weg, sondern zu sich zurück streben; sich in der Poesie nicht verirren, sondern finden möchten. Und dieser Wunsch, diese Richtung des Geistes und Geschmacks ist weder an gelehrte, noch ständische Bildung gebunden; man trifft sie bei Hoch und Niedrig, wie man auch die entgegengesetzte Richtung bei Hoch und Niedrig antrifft.“ ...

Ich nehme an, daß dir meine Andeutungen und das Zitat über „Heimwehland“ genügt gesagt haben und wir dir noch kurz die neuen Bücher zweier anderer, etwas weniger bekannter Schriftsteller vorstellen.

Gustav Renfers Waller Roman „Bauernnot“ vermag ich wahrscheinlich in der Gegenüberstellung mit den schon besprochenen Büchern nicht ganz gerecht zu werden. Ich empfinde ihn im Stoff und Stil geradezu als negatives Gegenbeispiel.

Schauplatz des Geschehens: das Röttsental. Zeit: zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Handlung: Sie ist schwer zu erzählen, da sie sich lang und dünn durch 361 Seiten zieht und doppelspurig läuft, bald als Schicksal der ganzen Landschaft, bald als Einzelschicksal. Eigentlich sind es kulturhistorische Bilder, ohne oder mit mangelhaft epischer Verknüpfung.

pfung: Ein Häuflein Lötlicher stehen Wacht am Paß; ein Geigerlein, aus der Fremde heingekehrt, gesellt sich zu ihnen; plötzlich Sprung ins Tal: der Talvogt Heim präsentiert sich dem Leser als der Held, der alles zum guten Ende zwingen wird; aber er ist es doch nicht; der Bauer Josef Rubia taucht auf und der wird es sein, der das Buch aushält, bis zum Schluß: den Einfall der Bischöflichen mit Mord und Brand, den Bergtod des Kindes, die Pest, die fast die ganze Landschaft dahinmährt, die schreckliche Lawine, die sein neues Haus zudeckt, aber ihm die längst ersehnte, aber nicht erreichbare zweite Frau endlich verschafft, mit der er dann die unwirkliche Heimat verläßt, um anderswo sich anzufiedeln.

Der Stoff ist, wie gesagt, unerquicklich. Er fordert auch den schlichten Kenner von Land und Geschichte zur Kritik heraus: Eine „Straße“ (S. 20) sucht man heute noch im Lötchenthal vergeblich, im „Planwagen“ (?) S. 57 fährt man noch heute nicht ta. aus, Gugler.rieg 1375 nicht 1365 (S. 10) und was solche störende Unrichtigkeiten mehr sind.

Leider bietet auch die Darstellung wenig Erfreuliches. Die psychologische Führung der Handlung fehlt total; diese schreitet langbeinig über die Wirklichkeit hinweg. Die Bauern und Landsknechte kommen in Theaterstiefeln daher und führen bramarbasierende Reden. Alles ist überhöht gezeichnet. Die Freude des Verfassers am Grauen ist unerkennbar („Hier quoll das Leben in weizglühiger Masse aus zerspaltenen Schädeln“... S. 9. Vergl. SS. 253, 260, 298, 311 u.). Die Sprache klingt vielfach geschnitten und erzwungen original: „Sie sollen kommen!“ wucherte der Schmied; „um dessen sie dir vergeben“ (S. 31), „Das Grauen der Spinnstuden.agen warf seine Neke... (S. 131); „Soß, mederte ein hözernes Laßen“ (S. 165); „Es verlößt doch“, zweifelte die Schwieger (S. 337)...

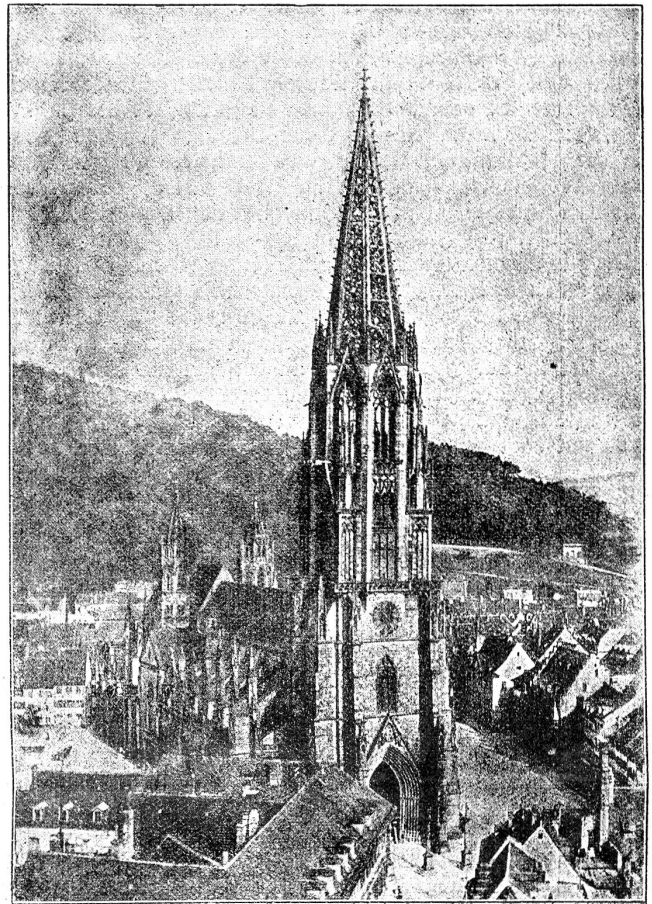
Auch Jakob Bührers Roman „Kilian“ kann ich dir nicht unbedingt empfehlen. Obwohl ich diesen Roman nicht mit dem eben besprochenen in gleiche Linie stellen möchte, empfinde ich doch eine Art Wesensverwandtschaft zwischen beiden. Mir scheint, die beiden Verfasser nehmen sich selber nicht ernst genug. Bührer ist glücklich bei Stülgebauer angelangt. Er will uns im Kinotempo glaubhaft machen, daß ein Mensch wie sein Romanheld alle Stufen der Verkommenheit vom Mehnbudengehüfen bis zum Türhüter und Croupier einer geheimeu Spielhölle und Schieber und Großspekulant hinuntergleiten könne, um dann hinaufzusteigen zum Menschheitsbeglucker und Weltorganator, und der bis zuletzt an sich glaubt!

Nein, gewiß will Jakob Bührer ernst genommen sein; er will uns sagen, was er von unserer heutigen Kultur hält. Man erträgt sie nur, weil man den Alkohol hat. „Sehen Sie, das ist der große Irrtum der Abstinenten: Sie meinen, die Welt sei so übel daran, weil so viel gesoffen werde; ich aber sage ihnen: Es wird so viel gesoffen, weil wir so übel daran sind!“ Dieser Zusammenhang zwischen europäischer Kultur und Alkohol ist gut geschaut; nur liegt die Lösung sicher am andern Ende. So hat uns Bührer viele Wahrheiten zu sagen. Man könnte eine Abhandlung über den Ideengehalt des Buches schreiben, frei.ich um am Ende keine bessere Lösung zu finden als die, welche der Verfasser selbst gebraucht, um der Frage auszuweichen: Und nachher, wie käme es dann? „In diesem Augenblicke — so schließt nach einem zukunftsgläubigen Zwiegespräch des Paares, das die Welt mit einer neuen Organisation beglücken will, der Roman — „In diesem Augenblicke pläzte setre Bombe, die die beiden zerriß.“ (Schluß folgt.)

Das Münster in Freiburg i. B.

Bekanntlich ist unser Berner Münster nach dem Vorbild der Münster in Ulm und Eßlingen erbaut worden. Daß es aber in Deutschland noch andere Kirchenbauten gibt, denen unser Münster verwandt ist, beweist unsere Ab-

bildung. Das Münster in Freiburg im Breisgau ist auf dem gleichen Grundplane aufgebaut wie das Berner Münster: ein dreischiffiges Langhaus mit einem das Ganze über-



Das Münster in Freiburg i. B.

ragenden hohen Turm. Freilich ist das deutsche Münster älter: es ist im 13. Jahrhundert entstanden; sein 125 Meter hoher Turm ist schon 1287 vollendet worden; übrigens wurde er erst kürzlich nach zehnjährigen Reparationsarbeiten von den Gerüsten befreit. Aber auffällig ist die Uebereinstimmung dieses Turmes mit unserem Münsterturn. Er baut sich auch über einem majjiven Viereck, das in der Mitte mit einer monumentalen Porte versehen ist, auf und zwar in einem schlankeren Achteck, um dann in einer reich durchbrochenen spitzen Pyramide mit Kreuzblume zu enden. Auch das Langschiff hat Ähnlichkeit bis auf das Querschiff und dem mit zwei etwas verkümmerten Seiten.ämchen versehenen hohen Chorbau, der circa 80 Jahre später angefügt wurde.

Mit dem Berner Münster hat das Freiburger Münster auch die Beziehung zu den Herzogen von Zähringen gemeinsam; nur daß seine Beziehungen die älteren sind. Ein Zähringer Herzog, Konrad, hat nämlich Freiburg i. B. zur Stadt erhoben, ca. 70 Jahre bevor Berchtold V. den Grundstein zu unserer Stadt legte. So kommt es, daß wir im Freiburger Münster die Reliefsbilder der Zähringer Herzöge finden, und an der Südseite des Baues — wie bei uns auf der Plattform — das Standbild des letzten und berühmtesten Repräsentanten dieses Geschlechts.

Europäische Eintracht.

Die deutsche Kabinettskrise ist endgültig ausgebrochen und wird vielleicht diesmal eine Lösung erfahren, welche